

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 137.

Berlin, Mittwoch den 15. November

1837.

### H o l l a n d.

#### Holländer und Deutsche.

Die Holländer wollen keine Deutsche seyn. Es ist dies freilich eine längst bekannte Sache; indessen wiederholen sie's jetzt ausdrücklich, nachdem seit kurzem mancherlei kommerzieller und politischer Anlaß die Frage, ob Holland sich wohl an die Deutschen enger anschließen soll, mehr in Anregung gebracht hat. In Deutschland, und zwar selbst an den Gränzen Hollands, ist an die Deutschheit der Holländer niemals ernstlich gedacht worden. Ihr Idiom steht unserer Sprache zwar viel näher, als etwa der an Kehrlauten reiche Dialekt einiger Schweizer Kantone oder das Angelsächsische der Dänischischen Landente, und die Holländer selbst nennen darum auch sich und ihre Sprache Niederdeutsch<sup>\*)</sup>; gleichwohl aber sind Sitten und Gewohnheiten der Batavischen Wasserländer von jeher so verschieden von denen in Deutschland gewesen, daß eine Scheidung nicht erst durch die politischen Ereignisse verbeigeführt zu werden brauchte: die Natur selbst hatte dafür gesorgt. Da indessen unsere Zeit einmal das Eigenthümliche hat, daß sie das Eckige und Abstoßende der Nationalitäten immer mehr auszugleichen sucht, so sind auch hier und dort Versuche gemacht worden, Deutsche und Holländer auf ihre nahe Verwandtschaft hinzuweisen und ihnen das Interesse einer gegenseitigen Annäherung als recht dringend darzustellen.

Namentlich hat ein in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ (1837 Nr. 36) erschienener Aufsatz des Herrn Professor Leo in Halle, ursprünglich über sieben akademische Abhandlungen der historisch-politischen Schule in Leyden, zunächst jedoch über die Isolirung Hollands von dem stammverwandten Deutschland, bei unseren Nachbarn großes Aufsehen gemacht. Es sind dadurch im Journal de la Haye einige Gegenbemerkungen hervorgerufen worden, die wir, weil sie das Verhältniß der beiden Nationen, wie es jetzt in Holland aufgefaßt wird, auf treffende Weise darlegen, einer Uebersetzung nicht unwerth halten. Seltsam erscheint es freilich, daß in einer Sache, bei der nur Deutsche und „Niederdeutsche“ betheilig sind, gerade ein Französisches Blatt zum Organ gemacht worden; wir wollen jedoch in diesem Falle nicht die gewöhnliche Vorliebe der Holländer für Französische Sprachformen, sondern nur die Meinung voraussetzen, daß das Journal de la Haye in Deutschland mehr gelesen sey, als die in Holländischer Sprache erscheinenden Blätter.

Zunächst wird von unserem Holländer auf den Vorwurf geantwortet, den Herr Leo den vereinigten Provinzen darüber macht, daß sie sich im sechzehnten Jahrhundert sowohl politisch als literarisch von Deutschland getrennt. Herr Leo, heißt es bei dieser Gelegenheit, habe zwar richtig erkannt, was Holland damals gewesen, aber dabei ganz außer Acht gelassen, in welcher Lage sich sein Deutsches Vaterland zu jener Zeit befunden. „Herr Leo selbst“, so fährt sein Gegner fort, „gibt zu, daß die Niederländer im 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert Herrliches gebaut, gemalt, gedichtet, geredet und sonst noch dargestellt haben; wie stand es nun damals um Wissenschaft und Kunst in Deutschland? Der Verfasser vergißt, daß in dieser Beziehung gar nichts vorhanden war, was uns an die Deutschen fesseln oder ihnen wieder zuführen konnte.“<sup>\*\*)</sup>

Herr Leo frage sich nur selbst, welches noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Geist war, der in Deutschland über Wissenschaft und Kunst verbreitet war, und er sage uns dann, ob wir wohl davon irgend einen Nutzen hätten ziehen können?<sup>\*\*\*)</sup> Die Dämmerung, die seit Thomastus am Horizont aufstauete und sich kaum in den Tag zu verwandeln anfing, war doch wohl kein Licht, dessen Holland

<sup>\*)</sup> In England werden mit dem Worte Deutsch (Dutch) ausschließlich die Holländer bezeichnet, während die Deutschen selbst mit ihrer Römischen Benennung (Germani) vorlieb nehmen müssen.

<sup>\*\*)</sup> Hierbei vergißt aber unser Holländer wieder, daß gerade derjenige große Gedanke, der sein Vaterland vom Spanischen Joch losriß und die Niederdeutschen zu einer selbstständigen Nation machte, von Deutschland ausgegangen war, wo er, eben so wie seinen Heerd, auch seine kräftigste Stütze hatte. Ohne die Kirchen-Reformation, ohne Luther's und Melancthon's großes Werk, wäre auch Holland mit den Belgischen Provinzen vereinigt geblieben. Allerdings überstrahlten Männer, wie Erasmus, Hugo de Groot u. A. ihr Zeitalter; aber wer kennt und erkennt nicht auch in ihnen den Einfluß Deutscher Geistes-Richtung, wie sie in Luther so entschieden sich aussprach? Und waren nicht auch die Oranten, dieses Tagesgestirn in der Spanischen Nacht, ein Deutsches Fürstengeschlecht?

<sup>\*\*\*)</sup> Gerade in der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte und lehrte Christian Wolf in Halle. Wir glauben, daß sich auch die Holländer seiner nicht hätten zu schämen brauchen. Vor ihm aber schon hatte Leibniz, der Deutsche Leibniz, gelebt — und

„Was Ein Mann kann werth seyn, habt Ihr wohl erfahren.“

zu seiner Erleuchtung bedurft? Oder hätte uns vielleicht Herr Leo gern zu Gottsched in die Schule geschickt?

„Möge sich doch Herr Leo die Wahrheit nicht verhehlen. Unter den neueren Nationen hat die Deutsche langsamer und später als wir und andere Völker Europa's ihren Rang eingenommen. Bis zu den letzten dreißig Jahren des 18ten Jahrhunderts waren wir den Deutschen in Allem, was Sprache, Geschichte, Wissenschaft und Poesie betrifft, vorangeilt. Bis zu diesem Augenblicke konnten wir uns ihnen nicht anschließen, ohne einen Rückschritt zu thun. Wir wogten schon seit langer Zeit auf offenem Meere, als die Deutschen noch an der Küste mit konträren Winden zu kämpfen hatten.“

„Seitdem haben Deutsche Sprache und Literatur allerdings einen wunderbaren Aufschwung genommen, und das wissenschaftlich gebildete Deutschland hat alle andere Länder eingebolt. Seitdem sind wir dagegen zurückgeblieben. Wir mögen uns hier nicht zu unserer Entschuldigung auf politische und sonstige Umstände berufen, die darauf eingewirkt — genug, wir blieben zurück, und das war unrecht. Ja, wir müssen sogar zugeben, daß wir von den Vorwürfen, die uns Herr Leo bei dieser Gelegenheit macht, manche verdient haben. In gewissem Sinne, wenn auch nicht in so allgemeinem Verstande, wie es dieser Autor zu glauben scheint, haben wir von unserem Kapital und von unserer alten Ruhme gelebt. Wir lassen durch die Beispiele des klassischen Alterthums, durch die Formen der Englischen Literatur, besonders aber der Französischen von ehemals, durch unsere eigene Vergangenheit und endlich durch Vorurtheile die Entwicklung unserer ursprünglichen Kräfte aufhalten. Die Mittelmäßigkeit nimmt einen großen Platz bei uns ein. Man liest hier Bücher mit vieler Erbauung, die anderwärts nur die Wirkung haben würden, daß Jedermann von der kompletten Unfähigkeit ihrer Verfasser sich überzeuge. Persönliche Rücksichten und Kleinigkeitsträmerei aller Art sind einer gesunden Kritik im Wege. Viele Namen ohne irgend einen wirklichen Werth haben Cours bei uns, bloß weil sie gedruckt sind. In Holland kann es sich zutragen, daß ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch für einen achtungswerthen Gelehrten gilt, vom Schauplatz dieser Welt abtritt, ohne jemals etwas für die Wissenschaft gethan oder auch nur eine eigene Idee gehabt zu haben. Statt für die Zukunft zu bauen, beschränken wir uns in der Regel darauf, einen übertriebenen Werth auf dasjenige zu legen, was früher gebaut worden und seine Zeit gehabt hat. Wir wählen uns Muster aus älteren Werken, statt sie durch eigene Arbeit zu liefern. Nur theilweise haben wir uns mit dem neuen geistigen Leben des benachbarten Deutschland in Verbindung gesetzt.“

„Es ist endlich Zeit, daß wir nicht mehr bloß unsere Vorsabren für uns reden lassen, und daß wir unseren Platz in der neuen Welt einnehmen! Wir sehen ein, daß wir jetzt mehr, als es bisher geschehen, versuchen müssen, mit Deutschland gleichen Schritt zu halten. Aber folgt daraus, daß wir ihm nur die Hand zu reichen haben und uns von ihm leiten lassen? Wäre uns keine andere Aufgabe vorbehalten, als Variationen auf Deutsche Themata zu liefern? Weil wir eine Zeit lang stillgestanden, soll darum unsere Laufbahn ganz beendigt seyn?“

„Wir sind Holländer und keine Deutsche. Wir erkennen darum nicht weniger, und sogar mit Stolz, unsere moralische Verwandtschaft mit diesen. Wir bilden ein Glied des Germanischen Europa, ohne aber darum aufzuhören, wir selbst zu seyn; ein Glied, dessen Functionen sich nicht bloß darauf beschränken, den Impuls zu empfangen, sondern das diesen auch seinerseits ertheilt; ein Organ, auf welches viele fremde Elemente in anderer Weise als auf Deutschland einwirken. Wir nehmen einen Platz in der Mitte zwischen Deutschland und England ein. Wir erblicken in Deutschland eine abstrakte, subjektive, spekulative Thätigkeit, die sich selbst genügen und ihre Befriedigung in der von ihr geschaffenen Welt finden kann. Holland dagegen befindet sich stets, vermöge seiner physischen, moralischen und politischen Organisation, direkt oder indirekt unter dem Einflusse der sinnlichen, äußeren und objektiven Welt, der Gesellschaft endlich und der Praxis.“

„Unsere Aufgabe bleibt, eben so wie es mit unserer politischen Unabhängigkeit der Fall ist, auch für Wissenschaften und Künste das Genie, gleichviel in welchem Grade es uns vom Himmel verliehen worden, autonomisch zu entwickeln. Es giebt kein Land, mit welchem wir in politischem Sinne eine größere Gemeinschaft der Interessen hätten, als mit Deutschland. Folgt aber daraus, daß wir nichts Besseres zu thun haben, als uns in den Deutschen Körper einverleiben zu lassen, oder ein Mitglied des Deutschen Bundes zu werden? Gerade das Gegenheil ist das Richtige. Unabhängig und an der Seite von Deutschland können wir mit ihm im Vereine und in seinem Interesse wirken; aber wir können uns ihm nicht unterordnen, ohne die Macht und die Stel-

lung aufzugeben, die uns auszeichnen, ohne zu vergessen, was wir uns selbst eben so gut wie Anderen schuldig sind."

— So weit der Holländische Artikel gegen Herrn Leo. Wir sehen, daß er mit vieler Mäßigung und mit seltener Anerkennung geschrieben ist. Wenn der Verfasser sagt, daß die Holländer mit Stolz auf ihre moralische Verwandtschaft mit den Deutschen blicken, so ist dies ein Resultat der neuesten Zeit, denn wir wissen sehr wohl, welche spöttische, um nicht zu sagen hochmüthige, Ausdrücke sogar die Holländische Sprache für manche Deutsche Eigenthümlichkeit besitzt. Wir wollen das Bekenntniß unseres Holländischen Freundes jedoch als ein neues Zeichen der sittlichen Veredelung unserer Zeit und der gegenseitigen Achtung gebildeter Nationen zu Protokoll nehmen. Wir wollen uns künftig freuen, wenn unsere Batavischen Nachbarn in Wissenschaft und Kunst gleichen Schritt mit Deutschland halten. Einstweilen aber dürfen wir den Umstand, daß das vortrefflich rechnende Handelsvolk jetzt ein so bedeutendes Gewicht auf das politische Bündniß der selber von ihm so wenig beachteten Deutschen Staaten legt, als ein neues Resultat des in seinen Wirkungen immer segenvoller sich kundgebenden großen Deutschen Zollverbandes ansehen.

J. L.

## F r a n k r e i c h.

Schwester Beatrix.

(Schluß.)

Das erste Jahr verfloß in dem Rausch befriedigter Leidenschaft. Die Welt war für Beatrix ein neuer, an Genüssen unerschöpflich reicher Schauplatz, und der Geliebte bot alle Mittel der Verführung auf, um ihren Triebum zu unterhalten und das Verderben zu vollenden. Sie kam aus dem Taumel des Sinnengenußes nur zum Bewußtseyn, um sich in neue Festlichkeiten, in das Gewühl aufregender Tänze und verführerischer Melodien zu stürzen; ihr Leben glich einem rauschenden Balle, wo die Stimme des Gewissens, von wieherenden Bacchanalien erstickt, sich nicht vernehmen lassen konnte. Und dennoch war Maria nicht ganz aus ihrem Gedächtniß geschwunden, dennoch gab es Augenblicke, wo sie mitten unter ihren leichtfertigen Toilettenkünsteln fast maschinenmäßig ihr Stapulier aufschlug und einen Blick und eine Thräne auf die Blume aus dem Heiligthume fallen ließ; dennoch zeigte sich mehr als ein Mal ein Gebet auf ihren Lippen, wie eine gläubende Kneble, welche unter der Asche fortlebt, wurde aber von den giftigen Klüften des Verführers getödtet. So fühlte sie selbst in diesem wahn-sinnigen Taumel, daß Gebet ihre einzige Rettung wäre. — Bald aber sollte sie inne werden, daß keine Neigung von Dauer sey, als die durch den Glauben versiegelt worden, daß nur die Liebe zum Heiland und der Jungfrau keinem Wechsel unserer Gefühle unterworfen ist, ja daß, während alle andere Neigungen, je gläubender sie sind, desto schneller in unserm Herzen von Staub niederbrennen, diese mit der Zeit an Wachsthum und Festigkeit gewinne. Sie liebte Raymond, so viel sie konnte, aber es kam der Tag, wo sie wahrnahm, daß Raymond sie nicht mehr liebte, und bald der schreckliche, wo der, für den sie Glauben und Treue gebrochen, ihrer Reize satt, sie verließ. Beatrix war jeder Stütze im Himmel und auf der Erde beraubt. Vergebens suchte sie Trost in der Vergangenheit, vergebens in der Zukunft. Die Blumen aus dem Tabernakel waren verwelkt, wie die Rosen ihres Glückes, und der Quell der Thränen und Gebete versiegt. Das Geschick, welches sie sich bereitet, ging seiner schrecklichen Erfüllung entgegen: sie wurde verstoßen und fiel um so tiefer, je höher sie einst gestanden hatte. Wohl verabscheute sie anfangs ihr Lasterleben, aber die Gewohnheit machte es zur zweiten Natur; in diesem Zustande verfloßen ihr fünfzehn Jahre, und ihr Schuzengel, der seit der Taufe ihre Wiege umschwebte, verließ sie mit geknickten Fittigen und gebrochenem Bruderherzen.

Und welche Güter hatte die Zeit mit ägendem Zahne hinweggerafft! Jugend und Unschuld, Schönheit und Liebe, des Lebens höchste Blüten, die nur einmal sich entfalten, die keusche Schaam und selbst die Reinheit des Gewissens, des Trüßlers in der letzten Noth. Der bleiche Klitter ihrer verwelkten Herrlichkeit, der nichtswürdige Lohn, den die Ausschweifung dem Laster zahlt, bot ihr nur eine nur allzusehr verriegelte Quelle ungenügenden Trostes. Sie fühlte immer schmerzlicher ihr Alleinsein, ihren Verfall, sah sich als Gegenstand der Verachtung für sich und Andere, von Lotterhuben verdammt, von Tugendhaften gemieden, ein schauerhaftes Beispiel der Schande und des sie begleitenden Elendes, das die Mütter ihren Töchtern zur Warnung zeigten, und müde der Barmherzigkeit und des Almosen mitleidiger Menschenfreunde, war sie entschlossen, weit von den Zeugen ihrer Hölle und ihres Falles hinaus in die Fremde zu gehen, wo man sie und ihre Geschichte nicht kannte. Die Bettlerin hüllte sich in ihre Lumpen, die armeneligen Reste der einst glänzenden Garderobe, und suchte die Ferne, in dem trügerischen Wahne — daß ihr Unglück einen Schleier über ihre Verbrechen ziehen würde. Die Blumen aus dem Kloster wanderten mit, aber unter dem Ruffe ihrer vertrockneten Lippen zerfielen sie eine nach der anderen in Staub.

Beatrix war noch jung, aber Schande und Hunger hatten die Runzeln des Alters vor der Zeit auf ihre Stirn gerufen. Wenn ihre bleiche und stumme Gestalt die Hilfe der Vorübergehenden schächtern ansah, wenn ihre zarte, weiße Hand sich bebend nach deren Gabe ausstreckte, so ahnten alle, daß sie zu einem besseren Loos auf Erden bestimmt war. Niemand war so gleichgültig, der nicht seinen Schritt angehalten und mit einem Blick voll Trauer zu fragen geschienen hätte: Wie bist du so tief heruntergekommen, meine Tochter? Aber ihr Auge hatte keine Antwort mehr; schon längst waren ihm die Thränen ausgegangen. Lange, lange irrte sie umher, sie wollte ihre Jesuabrt nur mit dem Leben beschließen. Einst hatte sie mit Sonnenaufgang ihre Wanderung über einen rauhen Gebirgssteig angetreten, und kein Obdach bot sich der bis zum Tode Matten dar. Der Hunger zwang sie, ihre

Nahrung in den Felsenpalten zu suchen, die ihr einige schmacklose Wurzeln boten, ihre Schube fielen in Felsen, und die Fäße richteten sich an den Steinen blutig; sie fühlte sich bei einbrechender Nacht vor Hunger und Müdigkeit dem Umfallen nahe, als sie plötzlich eine lange Reihe von Lichtern gewahr wurde, die einem großen Gehöste angehörten, und für dieses Ziel strengte sie ihre letzten Kräfte an. Aber auf den Schall einer Glocke, deren Ruf schlummernde Erinnerungen in ihrer Brust weckten, erloschen die Lichter auf einmal, und Nacht und Graus umgab die Pilgerin. Sie that noch einige Schritte vorwärts, tappte mit beiden Händen umher und entdeckte eine Thür, an welche sie sich lehnte. Sie wollte Athem holen, die Ellbogen fester anstemmen, aber die kraftlosen Finger glitten ab, und mit dem Rufe: „Maria, erbarme dich der Treulosen“, brach sie auf der Schwelle des Hauses zusammen. Wie schwer auch der Zorn des Himmels auf dem Schuldigen laste, solche Nächte söhnen ein Leben voll Uebertretungen aus.

Die belebende Kraft des Morgens fing kaum an, ihr ein schmerzliches und dunkles Bewußtseyn von ihrem Zustande zu geben, als sie wahrnahm, daß sie nicht allein war. Eine vor ihr knieende Frauengestalt hob vorsichtig den Kopf in die Höhe und betrachtete sie mit dem Blick unruhiger Neugierde, als wollte sie sich von der Rückkehr des Bewußtseyns völlig überzeugen: „Gelobt sey Gott“, begann nun die gefällige Pförtnerin, „der uns, wie gewünscht, Gelegenheit giebt, ein frommes Werk an einer Unglücklichen zu üben; ich sehe darin ein gutes Anzeichen für das Fest der Gnadenmutter, das wir heute feiern. Aber wie kam es meine Tochter, daß Du nicht die Glocke jogsst oder mit dem Hammer anschlugsst? Deine Schwestern in Christo öffnen zu jeder Stunde dem Nothleidenden ihre Pforte. Schon gut, schon gut, antworte mir jetzt nicht, armes, verirrttes Weib; labe Dich an dieser Brähe, die ich Dir in Eile bereitet, trinke den Wein, der Dir Wärme und Geschmeidigkeit geben wird. Trink' nur aus, ehe Du aufstehest, hülle Dich in den Mantel, den ich Dir über die Schultern geworfen habe, gieb Deine kleinen erfrorenen Hände her, um Leben und Gefühl in sie zurückzurufen. Siehst Du, wie Deine Finger unter meinem Hauch aufthauen? Nun, noch einmal herzlich willkommen.“

Beatrix, von Dank durchdrungen, ergriff die Hand der würdigen Nonne und drückte sie zu wiederholten Malen an ihre Lippen: „Ich folge Euch schon“, antwortete sie, „und fühlte mich stark genug, dem Allbarmherzigen für seine Gnade im Staube zu danken, daß er meinen Fuß zu dieser heiligen Wohnung gelenkt hat. Wo bin ich? ich möchte meine Wohlthäter so gern in mein Gebet einschließen.“ — „Du fragst erst, wo Du bist?“ versetzte die Pförtnerin, „wo anders, als im Kloster Unserer Lieben Frauen zum blühenden Dornstrauch? es existirt ja auf fünf Meilen in der Runde kein Kloster mehr in dieser menschenleeren Gegend.“ — „Unserer Lieben Frauen zum Dornbusch?“ rief Beatrix mit einem Freudenschrei, dem die Zeichen der tiefsten Niedergeschlagenheit folgten. „Unserer Lieben Frauen zum Dornbusch?“ wiederholte sie und ließ den Kopf auf die Brust sinken; „Gott sey mir Sünderin gnädig!“ — „Wie, meine Tochter“, sagte die mitleidige Nonne, „das wußtest Du nicht? Freilich scheinst Du weit herzukommen, wie Deine Tracht verräth. Aber unser Kloster beschränkt seine gastliche Aufnahme nicht bloß auf Einheimische, nein, es theilt die Güter seines Hauses mit Allen, wo es nur bedürftige Christenseelen giebt.“ — „Ach, ich kenne es und habe darin gelebt“, antwortete Beatrix, „aber ich komme weit her, ehrwürdige Frau, drum wird es Euch nicht auffallen, daß ich die Wohnung des Friedens und Heils nicht gleich wiedererkenne habe. Nun erkenne ich erst, hier die Kirche, das Kloster, dort das Dornengebege, dessen Blüten ich so oft gesammelt habe. Ja, sie blühen noch immer! ich war so jung, als ich fortkam . . . es fiel in jene Tage“, fuhr sie fort und hob ihr Auge gen Himmel mit dem entsagenden Blicke des sich selbst verleugnenden Christen, „als Schwester Beatrix Hüterin der heiligen Kapelle war. Erinneret Ihr Euch noch ihrer, Ehrwürdige?“ — „Wie sollte ich Schwester Beatrix vergessen haben, mein Kind, die noch jetzt wie immer ihr Amt unter uns verwaltet, jetzt wie sonst denselben musterhaften Wandel zur Erbauung der Schwestern führt und noch lange führen wird, so der Herr unsere Bitten erhört; nach der heiligen Jungfrau kennen wir keine bessere Mittlerin für den Himmel.“ — „Ach, diese meine ich nicht“, unterbrach sie Beatrix mit einem schweren Seufzer; „ich meine eine andere, eine gefallene Beatrix, die vor sechzehn Jahren dasselbe Amt bekleidete.“ — „Der Herr verzeihe Dir diese lieblosen Worte“, versetzte die Pförtnerin und zog sie an ihr Herz. „Dein krankhafter Zustand trübt Dir den Geist und neckt Deine Erinnerung mit falschen Bildern. Ich bin länger als sechzehn Jahre im Kloster und habe nie eine andere Schwester Custos als Beatrix gekannt. Da Du übrigens gesonnen bist, Dein Gebet vor Unserer Lieben Frauen zu verrichten, so begiehe Dich, meine Schwester, während ich Dir hier ein Lager zurecht mache, hin an den Eingang des Tabernakels, dort wirst Du Beatrix finden und sie leicht erkennen; denn es hat der ewigen Güte gefallen, ihr die Reize der Jugend selbst im Alter nicht zu nehmen. Ich werde Dich hier erwarten, um Dich bis zu Deiner Wiederherstellung nicht wieder zu verlassen.“

Mit diesen Worten ging die Pförtnerin in das Kloster zurück, und Beatrix wandte bis zu den Stufen der Kirche, kniete am Eingang und berührte mit demüthiger Verneigung den Boden. Ein wenig ermutigt stand sie auf, schlich von Säule zu Säule ans Gitter vor, wo sie einen neuen Fußfall that. Durch die Dämmerung, die ihr Auge umflorte, hatte sie die Schwester Kustoblerin vor dem Tabernakel wahrgenommen, die in ordnender Geschäftigkeit umberging, die ausgegangenen Kerzen anzündete, frische Kränze an die Stelle der alten legte, und Beatrix traute ihren Augen nicht, als sie näher kam. Diese Schwester war sie selbst, nicht wie Alter, Laster und Verzweiflung sie verunstalteten hatten, sondern wie sie hätte aussehen müssen, wenn sie die Unschuld ihrer Jugend in das reifere Leben mit hinüber genommen hätte. War es eine Truggestalt, die das anklagende Gewissen ihr vorsführte? Oder hatte der Himmel sein Rächeramt mit diesem Engel dem gefallenen ge-

genüber schon hier auf Erden begonnen? Zweifelhaft barg sie ihren Kopf in den Händen und hielt ihn unbeweglich an die Sprossen des Gitters gelehnt, mit kaum vernehmbarer Stimme die rührendsten Gebete ihres Nonnenlebens stammelnd. — Immer näher kam die Schwester und streifte mit den Falten ihres Gewandes an dem Gitter vorüber, — Beatriz wagte nicht zu atmen. „Du bist hier, geliebte Beatriz“, sagte die Gestalt mit göttlich milder Stimme, „ich brauche Dich nicht zu sehen, um Dich zu erkennen, und höre Dein Gebet jetzt wie sonst. Lange habe ich Dich erwartet, und sicher, daß Du endlich kommen wirst, habe ich Deine Stelle vom ersten Tage Deiner Flucht eingenommen, damit Deine Abwesenheit nicht wahrgenommen würde. Du hast die Nichtigkeit der Genüsse kennen gelernt, deren Lügenreiz Dich verführt hat, und Du wirst mich nicht mehr verlassen für Zeit und Ewigkeit. Nimm mit geläuteter Seele ohne Zagen wieder den Rang unter meinen Töchtern ein, in dem Du einst gestanden; begiebt Dich nach Deiner Zelle, deren Lage Du noch nicht vergessen hast; dort findest Du das zurückgelassene Ordensgewand, ziehe mir ihm Deine erste Unschuld, deren Sinnbild es ist, wieder an. Ich war Deiner Liebe zu mir einen außerordentlichen Beweis meiner Erkenntlichkeit schuldig und habe ihn für Deine gründliche Reue aufgespart. Gehab' Dich wohl, Schwester Aufseherin Mariens, liebe Marien, wie sie Dich.“

Es war die himmlische Jungfrau, und als Beatriz, außer sich, ihr thränenreiches Auge zu ihr aufhob und die bebenden Arme zum Dank, für den ihr die Worte fehlten, sah sie Marien die Stufen zum Altar hinaufsteigen, die Thür des Tabernakels öffnen und sich in ihrer himmlischen Glorie unter der goldenen Sternkrone und ihren Blumen- geminden niederlassen.

In heftiger Gemütsbewegung erreichte Beatriz wieder den Chor und suchte ihre Schwestern auf, deren Vertrauen sie betrogen hatte. Sie fand alle gealtert, doch vorwurfsfrei in der Uebung ihrer strengen, entsagungreichen Pflichten. Sie wagte es, sich unter sie zu mischen, gesenkten Auges und bereit zu einem demüthigen Bekenntniß beim ersten Laut des Vorwurfs, und lauschte mit gespannter Seele auf ihren Gruß, vernahm aber nicht das Geringste davon. Keine hatte ihr Verschwinden wahrgenommen, keine legte ein Gewicht auf ihre Rückkehr; sie sank zu den Füßen der Jungfrau, die ihr niemals so lieblich gedünkt hatte und auf deren Lippen ein Lächeln zu schweben schien. In den nächtlichen Bildern ihrer schwärmerischen Jugendliebe hatte sie nichts empfunden, was sich nur im geringsten dieser Seligkeit genähert hätte.

Das heilige Marienfest wurde mit einer Feier und einer Würde begangen, wie sich die gottgeweihten Jungfrauen kaum eines ähnlichen erinnern konnten. Die Einen hatten vom Tabernakel wunderbare Lichter niederschleusen sehen, die Anderen die Engel in dem Gesang der Nonnen einstimmen hören und ihrer Lippe Schweigen geboten, um nicht mit irdischem Laut das Hallelujah der Seraphim zu entweihen. Man erzählte sich geheimnißvoll von einem Fest im Paradiese wie im Kloster zu Unserer Lieben Frauen, und, um das Seltsame dieser Tage zu vermehren, fast alle Dornsträucher der Umgegend schlugen zu ungewöhnlicher Jahreszeit aus, so daß von Außen und Innen Frühling und Wohlgeruch herrschte. Denn eine verirrte Seele war in den Schooß des Herrn zurückgekehrt, entkleidet von allen Schwächen und Mängeln des irdischen Pilgerlebens, und dies ist das schönste Fest der Seligen im Himmelreiche.

Nur Eine Sorge trübte für einen Augenblick die unschuldige Freude der frommen Schwestern. Ein armes krankes Weib hatte am Morgen auf der Schwelle des Klosters gesehnen; die Pförtnerin hatte sie gesehen, ihr nur halben Trost zugesprochen und sich nur entfernt, um ihr ein wohlthätiges Lager zu bereiten, aber seitdem sie vergeblich gesucht. Spurlos war die Unglückliche verschwunden, und es blieb nur die einzige Hoffnung übrig, daß Schwester Beatriz sie in der Kirche, wohin sie sich gewendet, bemerkt haben könnte. — „Beruhiget Euch“, sagte Beatriz, von ihrer zärtlichen Theilnahme bis zu Thränen gerührt; „beruhiget Euch“, sagte sie und drückte die Pförtnerin an ihr Herz, „ich habe die arme Frau gesehen und weiß, was aus ihr geworden ist. Sie befindet sich wohl, meine Schwestern, sie ist glücklich, glücklicher als sie es verdient und Ihr es für sie hoffen dürft.“ — Diese Antwort benahm ihnen alle Furcht, fiel aber auf, weil sie das erste strenge Wort im Munde der sanften Beatriz war.

Nachdem flossen die Tage unserer Dulderin wie ein einziger hin, wie jener Tag der Zukunft, den der Herr seinen Jüngern verheißt hat, ein Tag, der keine Dual, keinen Schmerz, keine Furcht, selbst keine andere Bewegung kennt, als fromme Ergießung gegen Gott und Mitleid mit den Brüdern, die noch im finsternen Thale wallen. Ein Jahrhundert hatte sie so verlebt, unberührt von den Spuren, die das Alter einem von Leidenschaften getriebenen Körper aufzudrücken pflegt. Das Leben des Gerechten ist eine ewige Jugend; ihre Seele, über alles Irdische und Vergängliche erhoben, hatte sich schon hienieden mit unvergänglichem Wesen bekleidet. — Beatriz starb endlich oder ging vielmehr sanft in den Grabeschlummer über, der die kurze Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit bildet, und um ihr Andenken unter den Frommen zu ehren, erhob die Kirche sie unter die Zahl der Heiligen.

Ch. Rodier.

#### Bibliographie.

Livre de l'éleveur et du propriétaire d'Animaux domestiques.  
— Von Mauny de Mornay. 2½ B.

## I t a l i e n.

War Tasso wirklich in Prinzessin Leonore verliebt?

Seit dreihalbundert Jahren ist das unglückliche Schicksal Tasso's am Ferraresischen Hofe, seine Unnade und Gefangenschaft auf mannigfache, aber noch nicht auf einleuchtende und befriedigende Weise erklärt worden. Das Interesse der Italiener nicht allein, sondern aller gebil-

deter Europäer für den gefeierten Dichter und der Reiz des über jene Vorgänge verbreiteten Geheimnisses haben die Wissbegier stets von neuem angeregt. Es fehlte jedoch theils an Nachrichten und Aufschlüssen, die erst in neuerer Zeit ans Licht gekommen sind, theils wurden manche Andeutungen übersehen, die zur Wahrheit hätten führen können. So hat man sich denn bis jetzt mit Erdichtungen und Hypothesen beholfen.

Der Unterzeichnete heft, in einer Abhandlung, die sich unter seiner Feder befindet und binnen nicht allzu langer Zeit erscheinen wird, den vollständigen und unwiderleglichen Beweis zu führen, daß an dem ganzen Unglück Tasso's eine Unterhandlung Schuld ist, in welche er sich mit dem Hofe der Medicäer zu Florenz einließ. Scipio Gonzaga, der nachmalige Cardinal, war es, der im März 1575 diese Unterhandlung mit Tasso anknüpfte und ihn durch die glänzendsten Anerbietungen zu bewegen suchte, den Hofhalt des Herzogs Alphons II. von Ferrara zu verlassen und in die Dienste des Großherzogs Franz I. von Toskana zu treten. Es geht dies unwidersprechlich aus Tasso's eigenen Aeußerungen hervor. Wir werden zahlreiche Stellen aus Briefen beibringen, die er in den letzten sechzehn Jahren seines Lebens, von seiner ersten Gefangenschaft im Jahre 1579 bis zu seinem Tode, geschrieben hat, worin er viel von seinem Unglücke spricht und es an Vorwürfen gegen den Mann, welcher zu jenem unglückseligen Vertrage gerathen und getrieben habe, nicht fehlen läßt. Ferner werden wir unsere Annahme durch Zeugnisse der damaligen Toskanischen Minister, zum Theil aus noch ungedruckten Quellen und sogar durch eine ausdrückliche Erklärung des Großherzogs Franz I. bekräftigen.

Aus den Briefen Tasso's wollen wir vorläufig nur zwei Stellen anführen. Die erste ist im Mai 1579, also kaum zwei Monate nach seiner Einsperrung im St. Annen-Hospitale, geschrieben und aus einem Briefe an Scipio Gonzaga entnommen. „Ihr könnt nicht leugnen“, heißt es darin, „daß Ihr, in der guten Absicht, mir zu nützen, mein bitteres Unglück herbeigeführt habt; ja, wenn ich gefehlt habe, so habt Ihr mir Anlaß dazu gegeben, mich gewissermaßen dazu genöthigt.“ Der ganze lange Brief ist voller Klagen über sein Elend, und wenn Tasso nicht mit geraden Worten herausragt, daß und wie so Gonzaga's Rath an seiner Gefangenschaft Schuld sei, so geschieht dies vielleicht aus Rücksichten der Klugheit. Gonzaga mochte Unannehmlichkeiten befürchten, wenn es bekannt würde, daß er die geheime Unterhandlung mit Tasso betrieben, um diesen dem Ferraresischen Hofe abspenstig zu machen. In den beiden rivalisirenden Höfen gab es ohne Zweifel Personen, welche gleichwohl um die Sache wußten, allein sie sollte nicht laut werden. — Eils Jahre später schreibt Tasso am 9. März 1590 von Rom aus an Fabio Gonzaga, den Bruder des nunmehr Cardinal gewordenen Scipio, wie folgt: „Ich habe weder Sr. Hoheit, noch anderen Mitgliedern Ihrer erlauchten Familie wegen meines Unglücks Vorwürfe machen wollen, denn ein edles Herz soll sich nur der Freundschaft und der Wohlthaten, nicht des Unrechts und der Leiden erinnern, die es erfahren hat. Wenn ich aber wollte, so könnte und dürfte ich wohl Allen und Jedem in Erinnerung bringen, daß meine Reise nach Rom zum heiligen Jubiläum 1575, wohin zu kommen Se. gegenwärtige Eminenz, damals Herr Scipio Gonzaga, mich aufgefordert hatte, die Ursache und der Anfang all meines Mißgeschicks gewesen ist; vollendet habe ich's freilich selbst, als ich thörichter Weise zur Hochzeit der gnädigen Frau Herzogin nach Ferrara zurückkehrte.“ Zu Rom nämlich, im Jahre 1575, hatte Tasso, auf Zureden des Scipio Gonzaga, jenen Vertrag mit dem Cardinal Medici abgeschlossen, dann seit 1577 eine geraume Zeit zu Florenz am Hofe des Großherzogs verweilt; bald nach seiner Zurückkunft wurde er in Ferrara gefangen gesetzt. Wenn Tasso sich so gegen Personen äußert, die um den wahren Hergang der Sache wissen mußten; wenn er im Jahre 1590, als er sich in voller Freiheit zu Rom befand, ganz dasselbe wiederholt, was er früher im Gefängnisse behauptete, so dürfen wir ihm wohl glauben schenken. Daß Tasso sich in der letzten Audienz, die er vor seiner Einsperrung bei dem Herzoge hatte, vergessen, daß er verwegene und drohende Worte gegen den Herzog ausgestoßen hat, ist gewiß — (meine Abhandlung wird einiges Nähere darüber enthalten); Tasso leugnet es auch nicht, aber er bleibt dabei, daß er nicht um dieses Vergehens, sondern lediglich um des „Medicäischen Traktates“ willen im Gefängnisse habe schmachten müssen.

Das vermeinte Liebesverhältniß des Dichters mit der Schwester des Herzogs, der Prinzessin Leonore, ist also nicht allein an dem Unglücke Tasso's nicht Schuld, sondern es hat ein solches überhaupt nicht stattgefunden, — es ist eine später erfundene Fabel. Unsere Abhandlung wird den Ungrund aller Geschichten und Anekdoten erweisen, die man hieherüber verbreitet hat. Damit fallen denn zugleich eine Menge Erdichtungen weg, von denen es schwer zu begreifen ist, wie sie haben Glauben finden können: z. B. daß der erzürnte Herzog dem Liebhaber seiner Schwester die Strafe auferlegt habe, sich wahnsinnig zu stellen, und daß alsdann Tasso durch ein Herzogliches Decret zur Einsperrung in das Ferrer-Hospital zu Sta. Anna verurtheilt worden sey. — Wir können übrigens als Italiener nicht anders als uns darüber freuen, daß die genaueste Untersuchung des Herganges den Dichter von aller moralischen Verschuldung rein und frei spricht. Torquato Tasso, der zuerst im Jahre 1563 beim Cardinal Ludwig von Este, dem Bruder des Herzogs, dann beim Herzoge Alfons selbst die ehrenvollste Aufnahme, nicht wie ein Schlingling bei Hönnern, sondern wie ein Freund bei Freunden fand, der mit Wohlwollen, mit Gnadenbezeugungen, mit Ehren und Geschenken überhäuft wurde — wie er denn auch selbst dankbar anerkennend schrieb, der Herzog handle an ihm, wie an einem Sohn und Bruder —, Tasso, vor allen Kavalieren des Hofes ausgezeichnet, der Liebling, der unzertrennliche Gesellschafter, der Tischgenos seines Herrn, nicht bloß Hofdichter, Hofgeometer, Hofbibliograph, sondern auch der Vertraute, in dessen Unterhaltung der Herzog seine liebste Erholung suchte, — Tasso wäre der undankbarste Mensch gewesen, wenn er so viel Güte, so viel Wohlthaten, so viel Vertrauen mit einer Verletzung des Gastrechts gelohnt und die Intimität seiner Stellung zu

der Herzoglichen Familie benutzt hätte, hinter dem Rücken seiner beiden hohen Obener ein wo nicht strafbares, doch unerlaubtes und unziemliches Verhältnis zu deren Schwester anzuspinnen und Jahre lang fortzusetzen. Jede Zeile, jedes Wort in Tasso's Schriften und Briefen legt Zeugnis für ihn ab, daß er durchaus unfähig war, so zu handeln. Er bewährt in allen Verhältnissen den reinsten Partisan, die höchste Gewissenhaftigkeit und stellt, was die Pflichten der Freundschaft betrifft, an sich selbst sowohl, als an Andere, die strengsten, fast idealisch überspannten Forderungen. Er schreibt 1577 — gerade das Jahr, in welches man seitdem so viel grundchimärische Historien verlegt hat — an Dragio Ariosti und rechtfertigt sich mit eifrigen Begehörungen gegen eine sehr geringfügige, fast kindische Beschuldigung: „Bei den heiligen Gesetzen der Freundschaft“, ruft er aus, „die ich nie wissentlich übertreten habe, nicht in Werken, noch in Worten, ja nicht einmal in Gedanken!“ Sein Verhältnis zu dem Herzog nannte er eine „Freundschaft im höchsten Sinne des Wortes“ und sagt in einem Briefe an Scipio Gonzaga (aus demselben Jahre und Monat wie der vorerwähnte an Ariosti): „Ich bin ihm (dem Herzog) zu solichem Danke verpflichtet, daß auch mit dem Opfer meines Lebens, wenn ich es für ihn hingäbe, die Schuld noch nicht abgetragen wäre.“ Im folgenden Jahre 1578 schreibt er an seine Schwester: „Gott ist gerecht, und ich finde, wenn ich in mein Herz blicke, nicht bloß, daß ich schuldlos bin, sondern auch, daß es unter Menschen wenige meines Gleichen giebt.“ Der gottloseste Heuchler wäre nicht im Stande, mit dem Bewußtsein einer Unrechtheit, einer Pflichtverletzung im Herzen, solche Worte über den Mund zu bringen.

Ich bin weit entfernt, den unbedingten Lobredner Tasso's machen zu wollen. Manche Verirrung, manche Ungebilligkeit des Benehmens fällt ihm zur Last. Indes ist Vieles, wenn nicht zu rechtfertigen, doch durch die Melancholie zu entschuldigen, die sich schon früh seines Gemüthes bemächtigte. In seinem Trübsinn war er misstrauisch, im höchsten Grade empfindlich; er wählte sich, bei ganz unbedeutenden Anlässen, abseits getränkt und zurückgesetzt, und dann kam es zu Ausbrüchen eines krankhaft überreizten Stolzes. Ich werde im Stande seyn, die Veranlassung und den ganzen Hergang seiner Gefangensetzung im Jahre 1579 der Wahrheit gemäß darzustellen. Es wird sich dabei ergeben, daß Tasso durchaus nicht für wahnsinnig gehalten, auch gar nicht im Zerkengängnis gefesselt hat — das St. Annen-Hospital war auch keineswegs bloß zur Aufnahme von Irren bestimmt. Ich werde übrigens keine Behauptung aufstellen, ohne sie mit glütigen und übereinstimmenden Zeugnissen zu belegen; die letzteren sollen nicht aus apokryphen oder verdächtigen, sondern theils aus urkundlichen Quellen, zum Theil aber aus Schriften und Briefen Tasso's und seiner Freunde entlehnt worden, deren Echtheit allgemein anerkannt ist. Die Leser wollen, bitte ich, die Zuversicht, mit welcher ich spreche, aus meiner festen und sicheren Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was ich behaupte, nicht aus meiner Annahme erklären. Die Wahrheit ist mir doppelt heilig, wo es einem gefeierten, vaterländischen Dichter gilt; ein Italiänischer Schriftsteller muß sich vor seinem eigenen Gewissen schämen, über Tasso's Unglück Lügen und Erdichtungen zu Markte zu bringen. Ich verlange ja auch nicht, daß mir aufs Wort geglaubt werde; ich wünsche, ja ich bitte, daß die Gelehrten meiner Darstellung prüfen und mit unparteiischer Strenge richten mögen.

Ich schätze mich glücklich, viele theils von Tasso selbst, theils über ihn von Zeitgenossen geschriebene Briefe zum ersten Male bekannt zu machen. Meine Nachforschungen in den Bibliotheken zu Paris, Turin, Neapel u. s. w., wo schon Sarotti so manchen glücklichen Fund für seine Illustrationen gemacht, sind nicht unbelohnt geblieben; ich verdanke ihnen manchen neuen und nicht unwichtigen Aufschluß über Umstände aus Tasso's Leben und die Aufdeckung nicht weniger Irrthümer, die sich in die bisherigen Biographien eingeschlichen haben. Es wird sich z. B. zeigen, daß die gewöhnliche Erzählung von der Art und Weise, wie Tasso aus dem Gefängnisse zu Ferrara losgekommen, durchaus der Berichtigung bedarf. Ich werde ferner das fehlende oder zweifelhafte Datum vieler Briefe Tasso's bestimmen und von mehreren Gedichten, die unter seinem Namen gehen und in die Gesamtausgaben seiner Werke aufgenommen worden sind, beweisen, daß sie gar nicht von ihm herrühren. Endlich aber und hauptsächlich werde ich auf ganz unzweifelhafte Weise darthun, daß die Lebensbeschreibung Tasso's, die zuerst 1621 an der Spitze seiner gesammelten Gedichte (im ersten Bande der Deutchinischen Ausgabe) erschien, nicht, wie man bisher allgemein glaubte, den vertrauten Freund des Dichters, Ritter Giovanni Battista Manso, sondern den Carlo Giannina, welcher jene Ausgabe veranstaltete, zum Verfasser hat; ja es wird sich zeigen, daß jene Biographie, der man auf den Namen ihres vermeinten Verfassers hin so unbedingt glaubt und nachgeschrieben hat, ein Gewebe von handgreiflichen Lügen ist. Daß noch heute, nach mehr als zweihundert Jahren, das Publikum an eine so grobe Täuschung glaubt, ist um so unbegreiflicher, da ich nicht der Erste bin, welcher darauf aufmerksam macht, sondern dies schon vor länger als hundert Jahren durch den gelehrten Herausgeber des Tasso, Vater Bonifazio Collina, geschehen ist. Dieser fleißige und gründliche Kritiker hat, unter dem angenommenen Namen Giuseppe Mauro, die Venetianische Ausgabe des Tasso in zwölf Bänden (1722 ff.) besorgt. In der Vorrede zum ersten Bande lesen wir auf S. XIV folgende Worte: „Tommasini hat sich durch die 22te Note der Manso'schen Biographie des Dichters irre führen lassen. Ich nenne sie die Manso'sche, weil sie unter diesem Namen bekannt ist; ihr Verfasser aber ist Carlo Giannina, wofür ich mir den Beweis auf einem anderen Ort verbiere.“ Und im Register finden wir unter dem Namen: „Carlo Giannina, Verfasser der Biographie Tasso's“, auf S. XIV der Vorrede verwiesen. Vater Collina hatte die Absicht, den Beweis für

diese Behauptung in einer besonderen kleinen Schrift zu führen; er war es auch vor allen Anderen im Stande, denn er besah Alles, was bis auf seine Zeit über Tasso erschienen war; es scheint jedoch, der Tod hat ihn vor der Ausführung überreilt, und so ist es bei jener kurzen Notiz geblieben, die übersehen wurde.

Dies wäre denn die ungefähre Vorangabe des Inhaltes und des Zweckes meiner Abhandlung über Tasso. Nicht auf mein Talent und meine Darstellungsgabe, deren geringes Maas ich gern und bescheiden anerkenne, sondern auf die überzeugende Kraft der Wahrheit und auf die Liebe jedes Italiäners zu dem unglücklichen Dichter, dessen Sache ich führe, gründe ich die Hoffnung des Erfolges.

Marchese Gaetano Capponi.

Obiger Aufsatz ist in mehreren Italiänischen Zeitschriften erschienen, und indem wir ihn unseren Lesern mittheilen, müssen wir uns natürlich alles Urtheils enthalten, bis die angekündigte Schrift gedruckt seyn und die Prüfung bestanden haben wird. Die Gelehrten mögen dann untersuchen, ob Capponi's Gründe und Beweise, womit er seine Darstellung zu unterstützen gedenkt — besonders was die Verhältnisse Tasso's zum Ferraresischen Hofe und seine Gefangenschaft nebst deren Ursachen betrifft — gehörig Stich halten. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an die in Nr. 61 und 62 des Magazins von Hrn. Alfred Neumont gemachten Mittheilungen über die in Rom vom Grafen Mariano Alberti kürzlich publizirten Handschriften Tasso's, so wie an die von Alfirini angekündigten Gedichte desselben, die erst neuerlich aufgefunden seyn und die Liebe des Dichters zur Prinzessin Leonore ganz klar beweisen sollen. Wir sind neugierig auf das, was Alberti und Alfirini wohl zu obigem Programm Capponi's sagen mögen. Ein Italiänischer Kritiker spricht schon die komische Befürchtung aus, die Literaturgeschichte würde zwar, wenn Capponi's Annahmen sich richtig erwiesen, unkräftig gewinnen, die Poesie aber auf jeden Fall verlieren: denn alle die Klagelieder, Kanzenen, Elegieen und Tragödien über die Leidenschaft des großen Sängers gingen dann in's Leere und könnten Einen nicht mehr rühren, sobald man wüßte, daß die Geschichte doch nicht wahr gewesen!

## Mannigfaltiges.

— Philipp II. auf der Bühne von Madrid. Der dramatische Charakter Philipp's ist auch in Spanien schon erkannt und zu verschiedenen Tragödien, jedoch, wie sich leicht denken läßt, erst in der neueren Zeit benutzt worden. Im vorigen Jahre brachte ein junger Spanischer Dichter ein Trauerspiel „Felipe II.“ auf das Theater del Principe in Madrid. Das Stück war nichts Anderes, als eine etwas freie Uebersetzung von Schiller's Don Carlos, was übrigens auch bei der Ankündigung nicht verschwiegen war, wiewohl vielleicht die Uebersetzung nicht direkt, sondern erst nach einer Französischen Version gearbeitet seyn mochte. Das Stück gefiel wenig; der philosophische Charakter Posa's liegt eben so über dem Horizont der heutigen Spanier, als Philipp II., wie ihn Schiller darstellt, nicht Dramm genug ist, um den Ideen eines eben in politischer Aufregung befindlichen Publikums zu entsprechen. Dieser Meinung ist freilich die Gaceta de Madrid nicht. „Schiller“, sagt ein uns vorliegendes Blatt derselben (vom 26. Oktober 1837), „Schiller hat den Charakter Philipp's in einigen Beziehungen vortrefflich gezeichnet, in anderen aber ganz falsch, nicht minder falsch, als Alfieri; ja beide Dichter haben den Beweis geliefert, daß sie unsere Geschichte nicht sorgfältig genug studirt haben und sich von wahrheitswidrigen oder leidenschaftlichen Berichterstattern leiten ließen.“ — Dem Spanischen Kritiker ist wahrscheinlich ganz unbekannt gewesen, daß Schiller gerade über Philipp II., was auch seine Geschichte des Abfalles der Niederlande beweist, mehr historische Quellen zur Hand gehabt hat, als über irgend einen anderen seiner dramatischen Charaktere. Freilich sind selbst die Spanischen Geschichtschreiber über den Charakter Philipp's gar nicht einig. Miranda, der Fortsetzer der Spanischen Geschichte von Juan de Mariana, stellt ihn sogar als ein Muster der Weisheit, Tugend und Klugheit dar. Er hebt besonders die reichen Schenkungen hervor, die Philipp II. den Klöstern und Kirchen gemacht, und theilt die Meinung jenes alten Chronisten, der von dem Könige sagt, daß, wenn er auf die Dankbarkeit der Nachwelt auch seinen anderen Anspruch, als die Erbauung des Escorial's hätte, dieses allein ihn doch unsterblich machen müßte! Unser Kritiker in der Gaceta ist geneigt, zwischen dieser Apotheose Philipp's und den Darstellungen ausländischer, namentlich Französischer und Englischer Geschichtschreiber, die einen Nero aus ihm machten, die Mitte zu halten. Aber die neueren Spanischen Dichter theilen diese Ansicht nicht. Vor wenigen Wochen wurde in Madrid ein Drama „Antonio Perez und Philipp II.“ von Don José Muñoz Maldonado gegeben. Das Stück hat mehr gefallen, als Schiller's Don Carlos, aber bloß darum, weil der Dichter aus dem Spanischen Monarchen einen Französischen Ludwig XI. gemacht hat. Die beiden Charaktere mögen allerdings einige Ähnlichkeit mit einander haben, aber sie verhalten sich zu einander, wie ein Kassianischer Grande zu einem Pariser „Epicier“. In dem Einen haben Verbärtung und Grausamkeit doch immer noch einen großartigen Anstrich, während sie in dem Andern das Gewand einer unritterlichen Schlaueit und Hinterlist tragen. Gleichwohl fand doch das Madrider Publikum an Maldonado's Philipp, der hier, seinem Hülfsling Antonio Perez gegenüber, ganz mit den grellen Farben der heutigen Französischen Trauerspiel-Dichter, ja mit unverkennbarer Nachahmung Delavigne's, Alexander Dumas' und Victor Hugo's, gemalt wird, mehr Gefallen, als an dem Philipp Schiller's, der doch Momente hat, wo er ein Mensch zu seyn sich erinnert und stolz darauf ist, die Wahrheit aus einem freien Munde vernehmen zu können.